

"50 Jahre interdisziplinäre Arbeit mit weiblichen Jugendlichen"

Als ich mit der BEO das erste Mal als Praktikantin in Kontakt gekommen bin, war die Beo knackige 16 Jahre alt, sozusagen in der Pubertät – obwohl doch auch schon mit einer beeindruckenden Vergangenheit und mit einem bekannten Namen. Foyer Neubad hiess sie damals. Ich weiss noch, dass in unserer Ausbildung viele ein Praktikum im Foyer Neubad machen wollten und es eine Ehre war, die Stelle zu erhalten. Ich habe die BEO nicht die ganzen 34 Jahre begleitet – oder sie mich – doch ich durfte 28 Jahre Teil ihrer Geschichte sein und es würde zahlreich Bücher füllen, zu beschreiben, was wir mit und in ihr erlebt haben. Mittlerweile ist die BEO eine reife Dame geworden; im Kern aber ist sie jugendlich geblieben und das verdankt sie den 998 Mädchen (Randbemerkung: am 09.09. werden wir das 999ste Mädchen aufnehmen) sowie den 226 Mitarbeitenden, die sie in den vergangenen 50 Jahren durch alle Irrungen und Wirrungen begleitet haben und von ihr begleitet wurden.

Unsere interdisziplinäre Beobachtungsstation für weibliche Jugendliche wurde in den 70er Jahren gegründet – in einer Zeit gesellschaftlichen Aufbruchs, aber auch in einer Zeit, in der Institutionen klaren Regeln und festen Hierarchien folgten. Ich glaube, dass es auch Glück ist, dass wir in diesem Jahrzehnt gegründet wurden und man uns heute wenig wirklich schwerwiegende Vergangenheitssünden vorwerfen kann. Denn Anfangs der 70-er Jahre gab es auch in der Schweiz Demonstrationen und Kritik gegen repressive Erziehungsmethoden und Einweisungen in Erziehungsanstalten und deren Praktiken. Vorbild der Deutschschweizer Kampagne war die Heimkampagne in Deutschland, die ihren Ursprung in der institutionenkritischen 68er-Bewegung hatte, die wiederum den geeigneten gesellschaftlichen Resonanzboden für die Heimkritik schuf. So war das sicherlich eine Zeit, in der man sich nochmals etwas genauer überlegen musste, mit welcher Philosophie und Kultur man ein Heim aufbauen wollte – ich könnte mir das vorstellen – ich weiss es nicht wirklich. Doch, was ich weiss, da es dokumentiert ist, es mir quasi in die Wiege meiner Berufskarriere gelegt wurde und ich es auch seit vielen Jahren miterlebe und mitgestalten darf.

Die Gründerinnen und Gründer unserer Einrichtung wagten etwas Besonderes: Sie dachten Fachlichkeit innovativ und planten eine interdisziplinäre Einrichtung mit klaren Vorstellungen:

FOYERBASEL

BEOBACHTUNG

Pädagogik und Psychiatrie sollten nicht nebeneinander, sondern miteinander arbeiten – und zwar auf Augenhöhe. Die Perspektiven sollten sich ergänzen, nicht gegenseitig oder einseitig dominieren. Dieses Denken war seiner Zeit voraus – und ist es, in mancher Hinsicht, bis heute geblieben.

Im Jahresbericht 1976–1978 wurde von der Gründerin, Frau Beatrice Siegrist festgehalten: Zitat: «Ziel und Aufgabe des Foyers ist es, die Mädchen entsprechend ihren persönlichen Kräften soweit zu führen, dass sie lernen, die Aufgaben, die das Leben an sie stellt besser wahrzunehmen. Mittels gründlicher psychiatrisch-psychologischer Untersuchungen sowie intensiver pädagogischer Betreuung bemühen wir uns, die Jugendlichen in ihrer Eigenart zu erfassen. Die Station dient der mehrdimensionalen Abklärung, alle Mitarbeiter verstehen sich als gleichberechtigte Teammitglieder. Und im Bericht 1988 – 1990 wurde vom damaligen Kinder- und Jugendpsychiater, Dr. med. Christian Fäh unter anderem ergänzt: Zitat: «Grundsätzlich sind zwei Formen der Zusammenarbeit zwischen Psychiatern, Psychologen und Pädagogen denkbar. Eine Möglichkeit besteht darin, dass von pädagogischen Institutionen ein Spezialist für psychische Beläge zugezogen wird. Dem Psychiater kommt eine absolute Macht über die innere psychische Welt zu, deren Bedeutung er überbewertet, während er in der Regel ohnmächtig bleibt, weil ihm die Belange der realen Bezüge zu wenig bekannt sind. Für die Pädagogen bedeutet die Notwendigkeit des Beizugs eines Spezialisten von aussen eine Entwertung. Der Spezialist ist der, der versteht und besser weiss, was die Pädagogen nicht verstanden haben.

Eine zweite Form der Zusammenarbeit, bei der Psychiater und Psychologe feste Mitglieder des betreuenden Teams sind, halten wir für vorteilhafter.

Eine enge, sich ergänzende Zusammenarbeit kann aber ebenfalls zu Schwierigkeiten führen. Wird der Pädagoge zum Psychotherapeuten, wird er Mühe haben, die in der täglichen Arbeit mit den Jugendlichen nötigen Anforderungen durchzusetzen. Psychiater und Psychologen, die zu sehr erzieherisch wirken wollen, geben ihrerseits die Vorteile ihres Zugangs über das normfreie Verständnis innerpsychischer Zusammenhänge preis. Werden die Bereiche zwischen den einzelnen Berufsgruppen verwischt, greift eine Verunsicherung um sich.

Gerade in der Arbeit mit Jugendlichen, die die Verlässlichkeit von Grenzen immer wieder in Frage stellen, birgt der Verlust von Sicherheit eine grosse Gefahr. Jeder Beteiligte soll deshalb in seiner berufsspezifischen Identität bestärkt werden. Das Ziel interdisziplinärer Zusammenarbeit darf somit nicht die Auflösung

FOYERBASEL

BEOBACHTUNG

fachspezifischer Grenzen sein. Es geht vielmehr um die Integration der verschiedenen eigenständigen Teile bei gegenseitiger Ankerkennung und Vertrauen. Es gab dann in der Folge noch weitere Jahresberichte, die das Thema der Interdisziplinarität aufgriffen, wichtig scheint mir aber zu sein, dass man sich in den Beobachtungsstationen bereits von Beginn an und fortlaufend intensiv mit dieser Form der Zusammenarbeit auseinandergesetzt hat und viele der heutigen und viel später entwickelten Modelle ihren Ursprung in derartigen Fragestellungen wiederfinden.

In den 90er Jahren kam in der Beobachtungsstation der Fachbereich Schule dazu. Durch die Herabsetzung des Mündigkeitsalters auf 18 Jahre (1996), waren wir zunehmend mit jüngeren, schulpflichtigen Jugendlichen konfrontiert und eine rein sozialpädagogische Tagesstruktur war nicht mehr zielführend. Was nach einer Erweiterung klingt, bisher jedoch politisch nie vollumfänglich konzeptionell akzeptiert und von daher integriert werden konnte, war in Wahrheit für uns ein weiterer Schritt hin zu einem ganzheitlichen Verständnis von Entwicklung: Bildung, Beziehung, Verstehen und Begleitung gehören für uns zusammen. Doch so wichtig Strukturen, Konzepte und Finanzen sind (heute mehr denn je) – das Zentrum unserer Arbeit sind und bleiben die Jugendlichen.

In den vergangenen 50 Jahren haben wir – wie bereits erwähnt – knapp 1000 Mädchen aus der gesamten Deutschschweiz begleitet. Mädchen mit den unterschiedlichsten Geschichten, Lebensthemen und Lebensrealitäten. Sie kamen aus verschiedenen sozialen, kulturellen und familiären Kontexten – und sie alle brachten das mit, was uns bis heute antreibt: ihre Lebendigkeit, ihre Widersprüche, ihre Verletzlichkeit und ihre Stärken. Diese Jugendlichen haben im Laufe der Jahrzehnte nicht nur persönliche Krisen, sondern auch gesellschaftliche Strömungen und Wertewandel gespiegelt. Es gab Zeiten, in denen das Familiensystem in der Arbeit mit Jugendlichen kaum eine Rolle spielte – heute ist das unvorstellbar. In den 80er und 90er Jahren war exzessiver Drogenkonsum ein zentrales Thema – erst wurde mit Strenge, dann mit Prävention reagiert. Heute begegnen wir oft noch ganz anderen Fragestellungen, die nicht weniger herausfordernd sind.

In den 2000er Jahren etwa waren wir zunehmend mit fremdgefährdendem Verhalten konfrontiert. Unsere Jugendlichen reagierten mit Gewalt – oft auch gegenüber uns Erwachsenen.

FOYERBASEL

BEOBACHTUNG

In der Pandemie und den Jahren danach verschob sich dieses Verhalten wieder: Die Aggression wich der Selbstverletzung, das Ausagieren wurde zum Rückzug. Phänomene wie monatelanger Schulabsentismus, Fragen der Geschlechteridentität sowie Akzeptanz aber auch Identifikation mit psychischen Erkrankungen wurden zentral.

Und wieder waren und sind wir gefordert, Formen des Verstehens, neue Haltungen und neue Zugänge zu den jungen Menschen zu entwickeln. So wie sich unsere Gesellschaft verändert hat, hat sich auch unsere Institution verändert. Früher arbeiteten wir mit allgemein geltenden Regelwerken, mit Strukturen, die für alle passen mussten. Heute steht die Individualität im Zentrum. Wir suchen nach passenden Lösungen – nicht nach passenden Schubladen. Das verlangt viel von unseren Mitarbeitenden. Es fordert ihre Kreativität, ihre Geduld, ihre Klarheit. Aber es hat unsere Arbeit menschlicher gemacht – und qualitativ besser. Auch die fachliche interdisziplinäre Zusammenarbeit ist differenzierter geworden. Wir denken heute viel komplexer über psychische Gesundheit, über pädagogische Prozesse, über Bildung und Beziehung nach.

Doch eines hat sich in den 50 Jahren nicht verändert und uns durch viele Stürme getragen: unser Verständnis von einer gelebten Interdisziplinarität. Wir glauben weiterhin daran, dass echte Zusammenarbeit nicht im Nebeneinander besteht, sondern im Miteinander. Dass es nicht reicht, seine eigene Sichtweise zu verstehen und zu vertreten – sondern dass wir um ein gemeinsames Verständnis ringen und dieses entwickeln müssen. Und dass jede Disziplin, jede Profession, jede Perspektive gleich viel Wert hat. So werden heute – neben der zuweisenden Fachstelle und Behörde – auch die Eltern und die Jugendlichen als Expertinnen ihrer Situation einbezogen und tragen ihren Teil zu einem besseren Gesamtverständnis bei.

Und so feiern wir heute nicht nur ein Jubiläum, sondern auch eine Idee: Die Idee, dass junge Menschen – gerade in ihren schwierigsten Momenten – auf Erwachsene treffen sollten, die nicht nur fachlich kompetent, sondern auch menschlich aufrichtig und klar sind. Die nicht urteilen, sondern zuhören. Die nicht einordnen, sondern sich einlassen.

Wir danken allen, die in den letzten 50 Jahren dazu beigetragen haben, dass diese Haltung gelebt werden konnte: allen Mitarbeitenden, allen

FOYERBASEL

BEOBACHTUNG

Kooperationspartner*innen– und nicht zuletzt: allen Familien und allen Jugendlichen, die sich uns anvertraut haben. Sie waren und sind unsere wichtigsten Lehrmeisterinnen. Auf dass unsere gemeinsame Geschichte uns auch in Zukunft Orientierung gibt: Für eine Pädagogik, die Beziehung möglich macht. Für eine Psychiatrie, die den Kontext versteht. Für eine Schule, die den Menschen sieht. Und für ein Miteinander, das auf Augenhöhe stattfindet.

Als ich vor 23 Jahren die Leitung der Beo übernehmen durfte, sagte ich zu mir (und natürlich nur zu mir), dass ich das mal ein Jahr lang machen werde. Nach einem Jahr legte ich den Horizont auf insgesamt fünf Jahre. Das müsste doch dann genügen. Ich setzte mir zum Ziel, in den fünf Jahren eine neue Liegenschaft für die Beo zu finden. Das dauerte dann 10 Jahre. So ging es immer weiter. Zwischendurch wollte ich sie wirklich verlassen. Ich wollte mich von ihr trennen. Sie ging mir an die Substanz und sie war doch nun wirklich alt genug. Ich wollte mich neuen Herausforderungen widmen, einfach etwas anderes machen. Doch die BEO, sie lässt dich nicht los. Meist kam zuerst die Frage: «Was könnte ebenso spannend und bereichernd sein?» Mir fiel nichts ein. Ich bewarb mich auch ab und an auf andere Stellen, doch bereits in den Vorstellungsgesprächen wurde mir rasch klar, das ist nichts für mich. Und so bin ich immer noch hier. Die BEO, sie ist Fluch und Segen zugleich. Fluch, weil sie dich festhält und Segen, weil es jeden Tag von Neuem bereichernd, herausfordernd, komplex, oft wirklich auch sehr stressig – aber immer sinnvoll und Sinn stiftend ist und weil man nie aufhören kann, sich weiter entwickeln zu müssen und weiter lernen zu dürfen. Das empfinde ich als riesengrosses Geschenk.

Barbara Jenny
Basel, 5. September 2025